

Die Christusfotografie

Im Amsterdamer Fotomuseum FOAM ist seit einigen Jahren die so genannte Christusfotografie zu bewundern. Dabei handelt es sich um eine fotografische Abbildung des Jesus von Nazareth, genannt der Christus (griech. der Gesalbte). Die Fotografie hat heute eine ungleich größere Anziehungskraft als Leonardos weltberühmte Mona Lisa im Louvre, die durch die als authentisch eingestufte und seit 2021 in Turin ausgestellte *Isleworth Mona Lisa* Konkurrenz bekommen hat. Allein im letzten Jahr besuchten gegen 3 Millionen Personen das FOAM, das die Christusfotografie in einem eigens dafür erstellten Museumsteil zeigt. Die Besucher werden auf einem Rollband an der Fotografie vorbei gefahren und haben nur wenige Momente Zeit, das Original, das sie von Reproduktionen längst kennen, zu betrachten.

Viele Besucher werden dabei von einem Gefühl der Seligkeit erfasst und ihre Gesichter beginnen zu strahlen; dieses Strahlen kann tagelang andauern. Andere brechen in Tränen aus, manche werden auf der Stelle gläubig. Ein 44-jähriger Geschäftsmann aus Madrid soll sich nach dem Besuch im FOAM in ein Kloster in Galizien zurückgezogen und zehn Monate lang geschwiegen haben. Ein Student aus Tel Aviv meldete sich, nachdem er die Fotografie gesehen hatte, bei der Amsterdamer Vertretung der Baptisten, um sich unverzüglich taufen lassen. Des Weiteren

wird über so genannte Spontanheilungen berichtet. Eindrücklich ist der Fall einer 37-Jährigen aus Neustadt im Schwarzwald, die seit ihrem 12. Lebensjahr unter chronischer Migräne litt. Das Betrachten der Fotografie hat sie augenblicklich und vollständig von ihren Beschwerden befreit.

Auf der Fotografie ist ein ca. 35-Jähriger bartloser Mann mit asymmetrischem Gesicht und sehr kurzem dunklem Haar zu sehen. Er blickt in die Kamera (also dem Betrachter in die Augen), doch sein Blick, der den Betrachter sofort fesselt, ist anderswo hin gerichtet. Der Abgebildete trägt ein Oberhemd aus hellem Stoff. Er ist allein. Beim Tempel hinter ihm handelt es sich wahrscheinlich um den Tempel von Jerusalem, der im Jahr 70 von den Römern zerstört wurde.

Nach dem Auftauchen der Fotografie im Sommer 2024 wurde zunächst angenommen, dass sie in den 1850er Jahren im Nadars Pariser Studio entstanden war. Der Mann, der den Christus darstellte, so die Vermutung, sei ein Modell von Nadar gewesen. Nadar hatte nicht wenige Genrefotografien ähnlicher Art aufgenommen, die historische Persönlichkeiten in historischen Dekors zeigten. Sie wurden in der Regel von damals populären Schauspielern verkörpert. Allerdings wurden rasch Zweifel an Nadars Urheberschaft laut. Insbesondere der Nadar-Spezialist Pietr Koon wehrte sich in einem Artikel in *Photographer's Eye* gegen die Behauptung, dass das Porträt von Nadar stamme. Es

unterscheide sich schon rein formal grundsätzlich von Nadars Arbeiten. Außerdem sei die Annahme absurd, dass es sich beim Tempel im Hintergrund um eine Attrappe handle, dies würden nicht nur die Schatten beim Tempel, sondern auch das Licht auf dem Gesicht des Abgebildeten zweifelsfrei widerlegen. Tatsächlich ist nur schwer verständlich, wie das Auktionshaus Sotheby's, das die gestochen scharfe Fotografie versteigerte, sie für eine Atelieraufnahme Nadars halten konnte.

Die Fotografie stammte aus dem umfangreichen Nachlass des Millionärs und Kunstsammlers Hermes Vangialydis. Dieser war als junger Mann auf undurchsichtige Weise zu einem Vermögen gekommen und hatte sich durch zahllose Frauengeschichten einen mehr als zweifelhaften Ruf erworben. Bis in hohe Alter galt Vangialydis als Dandy, wenn nicht als Playboy, mit einem Hang zur Kunst, woran auch eine von ihm ins Leben gerufene Wohltätigkeitsstiftung – *The Vangialydis Foundation* – mit Sitz New York nichts änderte.

Vangialydis hatte die Fotografie nach eigenen Angaben in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts in Istanbul beim armenischen Antiquitätenhändler Artak Hambardsumjan für 70 Dollar erworben. Er bewahrte sie in seiner Privatwohnung in Paris auf, wo er sie gelegentlich kunstinteressierten Freunden und Bekannten zeigte. Die wenigen, die die Fotografie gesehen

hatten, erinnerten sich auch Jahrzehnte später noch lebhaft daran. In einem Katalog tauchte das Stück nie auf.

Als Vangialydis im Alter von 92 Jahren in einer Pariser Privatklinik verstarb, ließen die Erben die Fotografie auf einer Auktion von Sotheby's versteigern. Für 3950 Dollar erhielt das FOAM den Zuschlag. Eine vom Museum nach der Auktion in Auftrag gegebene Expertise brachte Merkwürdiges ans Licht. Es handelte sich nämlich nicht, wie angenommen, um eine gewöhnliche Emaillefotografie, vielmehr zeigte sich, dass die Fotografie in eine extrem harte und widerstandsfähige Metalllegierung auf Ruthenium-Basis eingearbeitet ist. Sie besitzt eine ungewöhnliche räumliche Tiefenwirkung, ähnlich einem Hologramm, und ist von außerordentlicher Schärfe. Führende Metallurgen streiten bis heute über das Herstellungsverfahren.

In einem vielbeachteten Artikel in *Science* vertrat Richard Schwarzmeyer, ein Experte auf dem Gebiet der synthetischen Metallurgie, die These, dass es sich beim Verfahren um ein antizyklisches Warmverfahren im Bereich von 2350 bis maximal 2500 Grad Celsius handeln dürfte, das aufgrund der speziellen Reaktivität von Ruthenium auf Bromlösungen bis heute noch nicht realisiert werden konnte. Dass Vangialydis die Fotografie vor 60 Jahren erstanden haben wolle, bezeichnete Schwarzmeyer als «abstrus». Unverständlich sei, wie man überhaupt so lange die Auffassung habe vertreten können, dass es sich um eine Emaillefotografie handle. Nur schon das Gewicht der Fotografie

hätte stutzig machen müssen. Zum möglichen Alter der Fotografie äußerte Schwarzmeyer sich nicht, da eine Altersbestimmung für die fragliche Metallegierung unmöglich sei.

Trotz der unsicheren Herkunft der Fotografie stellte das FOAM sie aus. Als nämlich die ersten Kopien der Fotografie in den elektronischen Medien verbreitet wurden, war die Wirkung, gelinde gesagt, ungeheuer. Die Server brachen innerhalb von Stunden zusammen. Alle Welt wollte das unbekannte Antlitz sehen. So beschloss das FOAM, nicht zuletzt aus finanziellen Erwägungen, die Christusfotografie der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Was aber hat es mit der Fotografie auf sich? Auffällig ist zunächst, dass kaum jemand, der die Christusfotografie zu Gesicht bekommt, daran zweifelt, dass es sich beim Abgebildeten tatsächlich um den historischen Jesus aus Nazareth handelt (Umfragen ergaben Werte zwischen 97,4 und 99,6 Prozent aller befragten Personen). Der flämische Psychoanalytiker Marcel Winters vertrat in einem Artikel in *Psychoanalysis today* die bedenkenswerte These, dass das Gesicht auf der Fotografie bei den meisten Leuten unbewusst den so genannten «starken Kindheitskern» aktiviere, was einen ungewöhnlich ausgeprägten positiven Affekt zur Folge habe. Warum dies so sei, führt Winters, der sich selbst als «Phänomenologe unter den Psychoanalytikern» bezeichnet, nicht weiter aus. Winters bekennt, dass

das Porträt auch ihn zutiefst beeindruckt habe, was er sich nicht ohne weiteres erklären könne, da er nicht gläubig sei und seine Kindheitsgeschichte in jahrelanger Selbstanalyse gründlich durchgearbeitet habe. Vielleicht liege die Ursache weniger in der Wirkung des Gesichts selbst als in der Plötzlichkeit seines Auftauchens aus dem Dunkel der Geschichte, spekuliert Winters. Plötzlich sei da etwas ans Licht gekommen, was vorher nicht da gewesen sei, ähnlich einer künstlerischen Schöpfung. Eine interessante These, die von theologischer Seite Unterstützung erhalten hat.

Im Nachlass von Friedrich Tauber nämlich, bekannt durch seine eigenwillige und neue Standards setzende Übersetzung des Neuen Testaments (Patmos Verlag, 2023), fanden sich zur Wirkung der Christusfotografie eine Reihe von nicht immer eindeutigen philosophisch-theologischen Fragmenten, die sich auch allgemein mit der Philosophie des Gesichts befassen. Tauber versteht das Gesicht als «das unserem Gegenüber als Du ursprünglich Zugewandte», als «das jedem von uns seit jeher Anverwandte» oder auch als «das jedem von uns im Grunde Eingewandte», das niemals fertig sei und niemals fertig sein werde. Was Tauber unter dem ambivalenten Begriff des «Eingewandten» genau versteht, lässt sich aus dem Kontext nicht restlos erschließen. Möglicherweise spricht er auf das «Gesicht des Gesichts» an, das, wie er an anderer Stelle ausführt, jedem Gesicht inhärent sei. Tauber schreibt weiter: «Das

Gesicht ist in stetem Flusse, es verändert sich in jedem Augenblick, ohne dass wir es bemerken. Wir glauben, immer das gleiche Gesicht zu sehen, wenn wir uns im Spiegel sehen, das Gegenteil ist der Fall. Nie ist das Gesicht, das wir sehen, das gleiche (sei es nun unser eigenes oder das eines Gegenübers), jeden Augenblick sehen wir ein anderes, uns nicht mehr bekanntes, uns grundlegend unbekanntes. Diese Steigerung ins Unbekannte hinein ist das, was wir als Leben bezeichnen, nicht nur des Gesichts, sondern der ganzen Person.» Im Gesicht des Gegenübers, so Tauber, seien wir anwesend «als Geahnte, aber nie Gewusste, als Ahnbare, jedoch nie Wissbare». Das Gesicht des Gegenübers sage uns, wer wir seien, ohne dass wir uns davon einen Begriff zu machen imstande seien. Und weiter: «Wenn das Gesicht sich von uns abwendet, wenden wir uns von uns selbst ab. Nur ein Gesicht wendet sich niemals ab.» Und speziell zur Christusfotografie schreibt der Theologe: «Das Jesusporträt ist das absolut Unerwartete. Dass wir Jesus sehen, wie wir uns selbst in einem Spiegel sehen, also nicht als Vorstellung eines bildenden Künstlers, also nicht abstrakt, sondern in einem Ausschnitt der realen Wirklichkeit von damals, die die Wirklichkeit von heute sein könnte und eigentlich auch ist, dies macht die ungeheure Wirkung des Porträts aus. Nicht sein Gesicht als individuelles, sondern sein Gesicht als Gesicht überhaupt, als Antlitz des Menschen, gibt dem Gesicht seine berührende Aura der Heiligkeit.» Auch in seinen Tagebüchern

befasst sich Tauber wiederholt mit der Christusfotografie. Am 16. Mai 2028 notiert er: «Ich muss zugeben, dass ich der Fotografie lange Zeit skeptisch gegenüber stand, aber dann, als ich sie wieder und wieder betrachtete, begann mich Freude, Hoffnung und ein grenzenloses Vertrauen zu erfüllen. Er war ein Mensch, sagte ich mir. Er war wirklich wie wir alle, er sah den Himmel, er spürte den Wind, er lebte unter uns als Mensch. Er war das, was uns fehlte.» Am 15. Oktober 2029 heißt es: «Vom Jesusporträt geträumt. Die Fotografie wurde lebendig im Traum. Glücklich und voller Hoffnung erwacht.» Am 16. Januar 2030 ein weiterer Eintrag: «Wieder vom Jesusporträt geträumt. Der Traum spielte in meinem Kindheitszimmer. Das Porträt stand auf der roten Kommode. Es hatte einen einfachen Holzrahmen. Ich sah es sehr deutlich vor mir. Dann bemerkte ich, dass noch jemand im Zimmer war. Es war Jesus. Freundlich lächelnd stand er unter der Tür.» Man meint aus diesen Einträgen heraus zu lesen, dass die Fotografie den Glauben des damals bald 80-Jährigen auf die Probe stellte, wenn nicht erschütterte. Darauf weist auch der Tagebucheintrag vom 17. November 2031: «Mein Vater erschien mir im Traum. Wir aßen gemeinsam zu Abend. Nach dem Essen zeigte er mir das Jesusporträt. ‚Kennst du ihn?‘, fragte er mich. Ich fühlte mich ertappt und erwachte verwirrt.»

Alle Versuche, die Herkunft der Fotografie zweifelsfrei zu bestimmen, schlugen fehl. Das Geschäft des armenischen Antiquitätenhändlers in Istanbul, wo Hermes Vangialydis die Fotografie kaufte, wurde in 1980er Jahren nach dessen Ableben aufgelöst. Über den Verbleib der Geschäftsbücher ist nichts bekannt. Keiner der Erben konnte sich an die Fotografie erinnern, auch der älteste Sohn nicht, der sich oft im Geschäft seines Vaters aufgehalten hatte. So bleibt der Eintrag vom 15. Mai 1965 im Tagebuch von Vangialydis das einzige Indiz zur Herkunft. Sie lautet:

Mittags bei Duprés. Beim Nachtsch habe ich Anastasia das Jesusporträt gezeigt, das ich in Istanbul gekauft habe. Sie war entzückt, aber das ist zu wenig gesagt. Sie wollte die Fotografie nicht mehr aus der Hand geben. «Ist er nicht süß?», rief sie aus. Sie führte sich auf wie ein verliebtes Mädchen, beschwor mich, ihr die Fotografie zu überlassen. Zum Glück habe ich nicht nachgegeben. Ich glaube, die Fotografie wird mir Glück bringen.

Als ich Artak Hambardsumjan aufsuchte, wollte er mir weismachen, dass die Abbildung «echt» sei, dass sie den «echten» Jesus zeige. Ich sagte ihm, das sei wohl ein Scherz, aber er blieb ernst. Die Fotografie sei ein Original. Sie bestehe auch nicht aus Emaille, sondern aus einem unbekanntem Stoff. Warum er sie dann für bloß 100 Dollar verkaufen wolle? Wenn sie echt sei, wie er behauptete, müsse sie doch ein Vermögen wert sein. «Sie hat mir

kein Glück gebracht.» Ich fragte nicht nach, es ist Unsinn. Alle Armenier, die ich kenne, sind abergläubisch. Die Fotografie ist von Nadar und sie ist aus Emaille, ein besonders schönes Exemplar. Hambardsumjan kaufte sie 1929 einem koptischen Trödler in Izmir ab, zu einem Spottpreis. Ich handelte den Preis auf 70 Dollar herunter.

Es versteht sich, dass die Kommentare zur Herkunft der Fotografie ins Kraut schossen, nachdem sie der Öffentlichkeit bekannt wurde. Während die offiziellen Kirchen sich mit Verlautbarungen zurückhielten, meldeten sich allerlei Sektierer zu Wort. Samuel Ustianow, der Kopf der *Guardians of God*, einer weltweit aktiven Sekte mit US-amerikanischen Wurzeln, erklärte die Fotografie zum Fanal. Indem Gott uns seinen Sohn zurück schenke, den er vor zweitausend Jahren der Welt zum Gedächtnis geopfert habe, fordere er die Menschheit ein letztes Mal zur Umkehr auf. Höre sie diesmal nicht, sei sie endgültig verloren und werde auf ewig in der Hölle schmoren. Ustianow, Nachfahre russischer Immigranten, schmort heute in einem amerikanischen Gefängnis – wegen sexuellen Missbrauchs von Minderjährigen, Nötigung, Betrugs und Steuerhinterziehung. Diplomatischer als Ustianow äußerte sich der Freigeist Franz Simmen aus dem Schweizerischen Entlebuch in seinem Buch *Das Rätsel der Christusfotografie*. Simmen behauptet darin, dass die Christusfotografie sich aus dem Nichts materialisiert habe,

allerdings auf das Geheiß Gottes hin, der einzigen Macht, die Materie aus dem Nichts erschaffen könne. Gott nämlich sei es leid gewesen mit an zu sehen, wie der Glaube in der Welt erodiere, wie die Menschen mehr und mehr in die Irre gingen, daher habe er sich ihrer erbarmt und die Fotografie, die den Lichtleib Jesu zeige, erschaffen und sie dem armenischen Antiquitätenhändler in Istanbul in die Hände gelegt. Der Vorgang könne, so Simmen, mit der Übergabe der Gesetzestafeln an Moses auf dem Berg Sinai verglichen werden. Einen an Dan Brown geschulten literarischen Bestseller schrieb der Chinese Wang Li Yong mit *The Jesus Act*, dt. *Der Jesusakt* (Kindler Verlag, 2031). Darin erzählt der Autor, dass die Christusfotografie vom genialen Philosophen und Alchemisten Markarius dem Jüngeren, der zur Zeit Christi in Jerusalem gelebt habe, hergestellt worden sei. Markarius sei es mittels komplizierter chemischer Versuche gelungen, das Bild Jesu im Metall festzumachen, analog zu Joseph Nicéphore Niépce, der zweitausend Jahre später die erste Fotografie auf Papier herstellte. Li Yong erzählt ausserdem, dass der antike Fotokünstler mit Jesus befreundet, jedoch kein Jünger von ihm gewesen sei. Es wird eine erotisch gefärbte Freundschaft geschildert, der *passage à l'acte* angedeutet, was den Protest katholischer Randgruppen hervorrief. Weiter wird berichtet, wie die Fotografie durch die Zeiten in die Hände des armenischen Antiquitätenhändlers in Istanbul gelangte. Es ist eine mehr als abenteuerliche Geschichte, worin Augustinus,

Pippin der Jüngere, Papst Gregor IV, Sir Isaac Newton, Nostradamus, Jeanne d'Arc, Cromwell, Bakunin, Mata Hari und – man höre und staune wirklich – Jimi Hendrix ihre bestens einstudierten Rollen spielen.

Handfestes zur Herkunft der Fotografie erhofft man sich von einer von der EU finanzierten Expertengruppe, die im Lauf der nächsten Jahre weitere Informationen über die Fotografie sammeln und auswerten soll. Die EU ist beim Projekt federführend, da der Fotografie «möglicherweise eine nicht unbedeutende Rolle zum Verständnis der europäischen Geschichte» zukomme. Das Budget von 4,5 Millionen Neuen Euro lässt hoffen. Frühestens 2042 sollen erste Ergebnisse vorliegen.